

Sprache, Kolonialismus und rassistische Wissensformationen

Sprache war und ist im europäischen Kontext ein wichtiges Medium, um → *weiße* Dominanz zu artikulieren, *weiße* Geschichte festzuschreiben und die jeweils dazugehörigen Mythen zu vermitteln. Im Zusammenhang von Eroberung und Machtausübung dient(e) Sprache seit jeher zur abwertenden Fixierung und Markierung von als anders konstruierten Menschen – sowohl nach außen als auch nach innen.

Sprachliche Ab- und Ausgrenzungen im Kontext kolonialer Eroberungen

Dass → Europa im Zuge von Eroberungen seinen Herrschaftsanspruch und seine vermeintliche Überlegenheit frühzeitig in einer spezifischen abwertenden Wortwahl zementierte, setzte bereits zur Zeit der → Antike ein. Schon die Griech_innen unterstellten mittels des Wortes »[b]arbaros« allen Nicht-Griech_innen, dass sie »brbr-Sager_innen« seien, de facto also keine »richtige« Sprache sprächen und sich folglich auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe befänden. Später wurde diese Unterstellung im Begriff → »Barbar« genutzt, um als kollektive abwertende Bezeichnung von »Nicht-Griechen« und legitimatorische verbale Vorhut der imperialen Eroberungen Alexander des Großen zu fungieren.

In vergleichbarer Logik bündelten, gut ein Jahrtausend später, die europäischen Kolonialmächte ihre kulturelle Unkenntnis mit dem Willen, Territorien zu erobern, zu beherrschen und die dort lebenden Menschen zu unterwerfen. Ihnen in umfassender Weise das Menschsein abzusprechen, war die Voraussetzung, um sie europäischen Interessen »dienstbar« machen und ausbeuten zu können. Dieser imperiale Drang führte folglich nicht nur zu einer abwertenden Ignoranz gegenüber den Sprachen der Kolonisierten, sondern gipfelte in dem Bemühen, die Auslöschung dieser Sprachen – etwa durch Sprachverbote oder fremdsprachliche Überstülpungen – zu besiegeln.

Es ist bemerkenswert, dass dabei kaum auf einen in den jeweiligen europäischen Sprachen vorhandenen Wortschatz zurückgegriffen wurde. Stattdessen formierte sich ein neuartiges kolonialistisches Sprechen, das auf zwei Strategien aufbaute: 1. dem Erfinden neuer Wörter (Neologismen) und 2. einer Übertragung von Wörtern, die in europäischen Sprachkontexten für das Tier- und Pflanzenreich sowie für die Beschreibung einer vergangenen → Zeit gebräuchlich waren,¹ auf kolonisierte Menschen, deren Räume und Geschichten. Beide Strategien bauen auf dem Postulat des → Rassismus auf, dass es → »Rassen« gäbe. Damit konnte Europa sich selbst als überlegenen Ort von → Kultur und »Zivilisation« verorten und jene Menschen und Territorien, die es homogenisierend als sein »Anderes«

1 Für die folgende Argumentation vgl. ausführlich Arndt, Susan: »Mythen von Afrika. »Rasse« und Rassismus in der deutschen Afrikaterminologie.« In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 2.3 (2006), S. 257-274.

konstruierte, als unterlegenen Schauplatz von ›Natur‹ und abwesender ›Zivilisation‹ imaginieren. Tausende von Sprachen → Afrikas, den → Amerikas, Asiens sowie Australiens und Neuseelands wurden fortan in kühnem Duktus als Dialekte bezeichnet und kolonisierte Sprecher_innen von *weißen* Europäer_innen mit abwertenden Benennungen versehen. Die absurde Einteilung in erfundene, weder linguistisch noch kulturell oder gesellschaftlich real existierende ›Gruppen‹ zeigt sich exemplarisch an der aus dem Niederländischen ins Deutsche übernommenen kolonialsprachlichen Neuschöpfung → ›Hottentotte‹.²

Das wohl bekannteste Beispiel für einen homogenisierenden Neologismus ist in diesem Zusammenhang der Terminus → ›Indianer‹, der bis heute einem historisch folgenschweren Irrtum des Christoph Columbus Ausdruck verleiht. Der *Duden* schätzt diesen Irrtum in seiner aktuellsten Auflage euphemistisch als »Missverständnis«³ ein, was insofern irreführend ist, als ein solches mindestens zwei Seiten voraussetzt, die miteinander in Kommunikation treten und aneinander vorbeireden. Sicherlich konnten sich Columbus und die Menschen, denen er auf den karibischen Inseln begegnete, sprachlich nicht verständigen, doch weder glaubten diese selbst, Inder_innen zu sein, noch kommunizierten sie Entsprechendes. Was Columbus seiner Zeit und der Nachwelt also als monologisch-begriffliche Hinterlassenschaft stiftete, ist ein auf geografischer Unkenntnis basierender Irrtum. Obwohl es gemeinhin als wenig schicklich gilt, auf Irrtümern zu beharren oder gar stolz darauf zu sein, wird *dieser* Irrtum offenbar als nicht gravierend empfunden. Eine solche Grundhaltung ist Teil des kolonialistischen Musters: Wo ›Zivilisierung‹ bedeutet, Menschen unter Anwendung von Gewalt ihrer Territorien, Lebensgrundlagen und Leben zu berauben, wo → ›Entdeckung‹ heißt, das geografische, kulturelle und soziale Wissen kolonisierter Menschen zu ignorieren, dort entbehren – bis in die Gegenwart – auch Fehler, Irrtümer und Entstellungen jeder Peinlichkeit.

So kann der *Duden* unter dem Schlagwort ›Indianer‹ in seiner aktuellen Auflage ohne jede Abkehr von den ›Rassen‹theorien vergangener Jahrhunderte behaupten, ein so bezeichneter Mensch sei ein »Angehöriger der in zahlreiche Stämme verzweigten Ureinwohner Amerikas mit glänzend schwarzem Haar u. rötlich brauner bis gelblicher Hautfarbe«.⁴ Wenn wohlmeinende Weiße darüber hinaus gern postulieren, dass sie mit dieser Bezeichnung ›eigentlich‹ etwas sehr Positives verbinden – genau genommen eine Ursprünglichkeit, die sie selbst nicht erleben, jedoch als Fantasie nicht missen möchten – wird der in diesem Begriff transportierte koloniale Rassismus reproduziert und festgeschrieben.

Ein weiteres beredtes Beispiel für kolonialistische Neologismen ist die Erfin-

2 Vgl. Göttel, Stefan: »Hottentotten.« In: Susan Arndt & Antje Hornscheidt (Hrsg.): Afrika und die deutsche Sprache. Münster: Unrast, 2004, S. 147-153. Zur pathologisierenden Übertragung dieses Wortes in die Gegenwart vgl. Ayim, May: »Ethnozentrismus und Geschlechterrollenstereotype in der Logopädie.« In: dies.: Grenzenlos und unverschämt. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1997, S. 60-77; hier S. 67-69. Ein weiteres Beispiel für koloniale Neologismen ist der Begriff ›Buschmann‹, der als gleichermaßen homogenisierende wie primitivisierende Bezeichnung für jene Völker dient, die in den – aus weißer Sicht – schwer zu kontrollierenden Gegenden jenseits der Küstenregionen im südlichen Afrika lebten.

3 Duden Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. Dudenverlag, 2006, S. 874.

4 Ebd., S. 874.

dung des Terminus → ›Häuptling‹, der sich – nicht zuletzt durch anthropologische Forschungen und deren Vermittlung – als generalisierende Ersetzung für die Vielzahl von Selbstbezeichnungen für Herrscher_innen in von Europa kolonisierten Räumen etablierte und diese im Sinne einer Verhältnisbestimmung aus westlicher Sicht als ›geringer‹, nicht ernst zu nehmen, weniger bedeutsam und keineswegs gleichberechtigt mit europäischen/westlichen Machthaber_innen verortet. Wenn vor diesem Verständnishintergrund westliche Machthaber mit kritischem Impetus gelegentlich polemisch als ›Häuptlinge‹ bezeichnet werden – ein Begriff, der nebenbei bemerkt semantisch keinerlei Möglichkeit einräumt, dass auch Frauen Machtrepräsentantinnen sein könnten –, drückt sich eben nicht nur nur Verkleinerung (Diminution), sondern intendierte Abwertung aus.

Wurde im kolonialistischen Sprechen kein Neologismus, sondern ein in der jeweiligen europäischen Sprache bereits bestehender Begriff herangezogen, handelte es sich in der Regel um Wörter, die im europäischen Kontext abwertend benutzt wurden – nicht jedoch, ohne sie einer Bedeutungsverschiebung oder -erweiterung zu unterziehen. Semantische Strategien, die → People of Color rassifizierend in der Nähe des Tierreiches und damit ›menschenfremd‹ verorten, gehören ebenso dazu wie solche, die über die Wahl bestimmter Begrifflichkeiten Konnotationen von ›Illegitimität‹ und ›Unfruchtbarkeit‹ transportieren.⁵

Außerdem wurde auf Termini zurückgegriffen, die ihren ›Sinngehalt‹ aus einem evolutionistischen Konzept von gesellschaftlicher → ›Entwicklung‹ bezogen und im aktuellen Sprachgebrauch bis heute mindestens ›Primitivität‹, wenn nicht gar ›Barbarei‹ unterstellen. Die unzulässige und historisch unsinnige Übertragung so genannter ›früher‹, insbesondere in Bezug auf Kelt_innen oder German_innen als → ›Stamm‹ oder ›Stammesgesellschaft‹ bezeichneter, innereuropäischer sozialer Organisationsformen auf kolonisierte Gesellschaften negiert nicht nur deren Vielfalt. Zudem wird suggeriert, dass es sich bei diesen, um Dipesh Chakrabarty zu zitieren, um »Noch-nicht-Kulturen« handele, die sich in einem »Warteraum der Geschichte« befänden.⁶

Die aufgeführten Beispiele zeigen, wie Sprache kolonialistische Ideologien stützte und stützt, denn viele der fraglichen Begriffe finden in Medien, Schulbüchern und der Alltagssprache weitgehend unhinterfragt Verwendung und werden – häufig unter Aufbietung von gewaltigen Emotionen – verteidigt.⁷ Dazu bemühen viele Weiße in der Regel keine Argumente, die einen konkreten Bedarf belegen, dass dieses oder jenes Wort gebraucht werden müsse, sondern versuchen, auf ›allgemeiner‹ Ebene die Notwendigkeit von Kritik und Reflektionsarbeit an sich in Frage zu stellen.

5 In diesem Zusammenhang sind die Begriffe → ›Mulatte‹, → ›Mischling‹ und → ›Bastard‹ zu nennen. Vgl. dazu genauer die dazugehörigen Einträge im vorliegenden Band.

6 Chakrabarty, Dipesh: »Introduction.« In: Dipesh Chakrabarty: *Provincializing Europe. Post-colonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press, 2000, S. 3-21, hier S. 9.

7 Für gängige Verteidigungsstrategien vgl. etwa Sow, Noah: *Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. München: C. Bertelsmann, 2008 und Arndt, Susan & Antje Hornscheidt: »Worte können sein wie winzige Arsendosen. Rassismus in Gesellschaft und Sprache.« In: dies. (Hrsg.): *Afrika und die deutsche Sprache. Ein Kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast, 2004, S. 11-95.

Weißer Verleugnungen Entzugsstrategien und das Beharren auf rassistischem Sprechen

Gängige Verleugnungsstrategien, die nichts anderes als eine Verteidigungsstrategie zum Erhalt rassistischer Begriffe darstellen, lassen sich im Kern auf einige wenige ›Hauptargumente‹ reduzieren:

1. *Ich habe ja gar nicht gewusst, dass dieses oder jenes Wort abwertend ist.* Die Konstatierung dieses Nicht-Wissens bedeutet in der Regel nicht, dass die betreffende weiße Person – trotz Kritik oder Erklärung – ihre gewohnte Sprechpraxis aufgeben würde. Vielmehr schließt sich daran häufig die Begründung an: *Naja, es sagen doch alle so. ›Früher‹ ist das Wort nicht diskriminierend gewesen, und ich persönlich meine das Wort auch gar nicht rassistisch.* Da Sprache durch machtvolle historische, gesellschaftliche, soziale und kulturelle Zusammenhänge geprägt ist, kann folglich nicht zum Kriterium erhoben werden, wie mann oder frau ein Wort individuell und persönlich meint, geschweige denn, ob es ›alle‹ – was in einem solchen Fall synonym für ›Weiße‹ steht und deswegen keinesfalls ›alle‹ einschließt – benutzen oder schon immer benutzt haben. Wenn ein Wort rassistisch konzipiert wurde, bedarf es zuerst einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung sowie eines offensiven Bruchs mit seinen Konnotationen, bevor sich weiterführende Überlegungen dazu anstellen lassen, ob und in welcher Weise es künftig zu nutzen wäre.
2. *Dieses oder jenes Wort ist nun einmal ein historischer Begriff oder ein historisches Zeugnis. Es gehört einfach zu uns.* ›Uns‹ meint freilich auch hier ein weißes Kollektiv, dessen Begrifflichkeiten eine Epoche repräsentieren, die dringend einer kritischen Aufarbeitung bedarf. Eine nachhaltige Auseinandersetzung kann allerdings erst einsetzen, wenn ihre Begriffe kritisch reflektiert und überwunden werden – besonders von Weißen.
3. *Dieses oder jenes Wort ist ja ›nicht so wichtig‹. Du weißt doch, was ich meine, dass ich nicht so denke.* Oder: *Wir sollten nicht zu sehr an der Wortwahl kleben.* Hier wird ›Sprache als Zustand‹ dem ›Handeln als Prozess‹ und dessen ›inhaltlichen Diskussionen‹ gegenübergestellt und implizit als ›Nicht-Handlung‹ bzw. ›inhaltslos‹ konstruiert. Ihre damit einhergehende Stilisierung als vermeintlich neutrales Medium, das ›einfach nur‹ Informationen transportieren und die Wirklichkeit beschreiben würde, suggeriert eine historische und gegenwärtige ›Unschuld‹. So lassen sich einerseits machtvolle Sichtweisen und Kategorisierungen als ›gegeben‹ und ›normal‹ neutralisieren und unreflektiert hin- und annehmen. Andererseits kann die eigene Verantwortung für (machtvolles) Sprechen negiert und die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung sowohl mit dem gesellschaftlichen als auch dem eigenen sprachlichen Handeln verleugnet werden.
4. *Ein Insistieren auf das Vermeiden rassistischer Wörter ist schon deswegen unsinnig, weil sich dadurch ohnehin nichts ändert bzw. dass sich zunächst die ›Wirklichkeit‹ ändern müsse.* Judith Reker hält überzeugend dagegen: »Gesellschaftliche Veränderung also vor sprachlicher? [...] Niemand in Deutschland, der reflektiert mit Sprache umgeht, würde wohl behaupten, erst müsse der Antisemitismus in der Gesellschaft überwunden werden, bevor man sich daran stören könne,

- wenn Juden [...] [über Begriffe] diffamiert werden.«⁸
5. *Das mag ja alles stimmen, aber es gibt (leider) keine anderen Begriffe. Mann/ frau muss sich doch schließlich irgendwie ausdrücken.* Alternative nicht-wertende Begriffe gibt es durchaus; und wer sie nicht kennt – was immer einen Grund hat –, dem geht in der Tat nur Eines verloren: die dem *weißen* Sprachgefühl vertrauten Wörter. Der bewusste Verzicht auf rassistische Begriffe führt in keiner Weise und schon gar nicht zwangsläufig zu offenbar schwer befürchteten ›terminologischen Leerstellen‹. Er setzt stattdessen aktives Arbeiten voraus, wozu unter anderem gehört, sich mit den Selbstbezeichnungen von rassistisch Diskriminierten zu befassen, diese in den eigenen Sprachwortschatz zu integrieren und selbstverständlich im Alltag anzuwenden.
 6. *Das ist mir viel zu pc!* Die abwehrende und abwertende Bezugnahme auf → Political Correctness meint im Klartext: Die kritische Reaktion auf einen rassistischen Begriff ist politisch überzogen, zeugt von Überempfindlichkeit und hat mit fundiertem Wissen nichts zu tun. Als Argument für *weiße* Macht und Deutungshoheit, oft gepaart mit vermeintlich vorhandenen und ausschließlich selbstreferenziellen Kenntnissen, soll es dazu dienen, Kritiker_innen rassistischen Sprechens in die Defensive zu zwingen. Der ›PC-Reflex‹ ist besonders problematisch, da er Errungenschaften emanzipatorischer Prozesse und widerständiger Bewegungen negiert oder als bedeutungslos diffamiert und Selbstbezeichnungen von durch Rassismus (oder durch andere Machtachsen) Diskriminierten lächerlich macht oder schlichtweg ignoriert.
 7. *Ich kenne einen Schwarzen und der hat gar nichts gegen das Wort. Oder aber: Schwarze bezeichnen sich doch selbst so.* Wenn Schwarze Menschen oder People of Color bestimmte Begriffe in Emanzipations- und Widerstandsprozesse aufnehmen und dabei oft genug transformieren, berechtigt dies Weiße mitnichten dazu, diese Begriffe selbst zu verwenden. Aufgrund der jeweiligen Positioniertheit innerhalb der Matrix des Rassismus macht es einen Unterschied, wer in welchem Zusammenhang denselben Begriff verwendet. Anders ausgedrückt: Dasselbe Wort meint nicht dasselbe, sondern seine semantischen Bedeutungen sind abhängig vom Kontext des/der Sprecher_in.

Fazit

Rassistische Wörter sind (k)ein Relikt des Kolonialismus, sondern stellen ein vitales Erbe dar, das sich tief ins Sprechen unserer Alltagswelt eingekerbt hat. So gesehen, ist es wichtig, weder dieses Erbe noch seine Gegenwart zu verleugnen. Es in und durch Sprache zu ›besprechen‹, setzt sowohl gesellschaftliche wie auch individuelle Kompetenz und Lernbereitschaft voraus, *vor*-geschriebene (präskriptive) Grenzen auszureizen und neu zu lesen. Dabei können und sollten ›wir‹ heute von einem Wider-Sprechen profitieren, das People of Color oft praktizieren, um sich den Versuchen entgegenzustellen, wenn Weiße in kolonialer und neo-kolonialer Manier *über* und *für* sie sprechen.

Susan Arndt

8 Reker, Judith: »Der ›Bastard‹ bleibt im Gespräch.« In: Spiegel Online, URL: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,310978,00.html> (29.07. 2004).

Susan Arndt & Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.)

Wie Rassismus aus Wörtern spricht

(K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache

Ein kritisches Nachschlagewerk

UNRAST VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dbb.de> abrufbar.

Susan Arndt & Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.) | Wie Rassismus aus Wörtern spricht

2. Auflage | März 2015 | ISBN 978-389771-501-1

© UNRAST-Verlag | Postfach 8020 | 48043 Münster
Tel. 0521-666293 | info@unrast-verlag.de | www.unrast-verlag.de

Mitglied in der assoziation Linker Verlage | a.l.v.e

Umschlaggestaltung: Johannes Roskamm | Satz: Unrast Verlag | Druck: Interpress Budapest